

[Nachdruck verboten.]

24]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Aber der Redner ließ sich nicht irre machen.

„Sie haben gesagt Schluß, ich sage ja nicht Schluß.“

„Dann reden Sie ewig, Onkel Wolff.“

„Ewig auch nicht, aber weiter. Recht hat auch unser junger Mann mit dem hervorragenden Namen — denn er hat alles über sich ergehen lassen, nachdem er sein, wie wir alle jesehen haben, gänzlich unerechtfertigtes Urteil ausgesprochen hatte. Ich befehle dann zur Beruhigung der Gemüter und friedfertigen Lösung der pädagogischen Fragen einen allgemeinen Umtrunk. Wer mit mir einverstanden ist, soll sitzen bleiben.“

Alle blieben sitzen.

„Sehr gut, Onkel Wolff! Prost!“ rief der Seppel Meyer.

„Der Onkel Wolff trifft doch immer das Richtige,“ sagte Heinrich Schmerzlich und wischte sich den Mund.

„Sehr geistreich war das nicht, Onkel,“ quittierte ihm Georg Standhalter, der Eiferer. „Aber wir wollen uns wieder vertragen, prost!“

Philipp hob bescheiden sein Glas und trank dem jovialen Onkel Wolff zu. Der hatte schon sein Glas geleert, biß sich die Zigarre ab und rauchte sie an, dabei die Augen fest zu kneifend. Und halb im Ziehen, halb im Husten sagte er mit zu'nen Augen: „Prost, prost, — Prostchen!“

Dann kam der Sonnenwirt Heinrich Frank und füllte die Runde. Da er meinte, es sei ein besonderer feierlicher Anlaß, so ging er noch einmal hinaus in seine große Wirkstube, füllte seinen Riterkrug und trat wieder in das Nebenzimmer hinein mit den Worten:

„Meine Herren, ich schließe mich Ihren Glückwünschen an und trinke auf Ihr Wohl, Ihr Gedeihen und Ihre Gesundheit.“

Man klatschte in die Hände und lachte.

Der Sonnenwirt trank seine Maß leer und schwenkte sie hoch, indem er sie umkehrte.

Der Onkel Wolff aber läutete die Küngelocke und redete: „Zehn Pfennige für die Lüge — er trinkt immer nur auf sein Wohl. Dann aber, zu Ehren des Geburtstagskinds, dessen Wiegenfest wir feiern, verurteile ich unseren braven Sonnenwirt Heinrich Frank zu einer doppelten Runde!“

Wieder Beifall. Der Sonnenwirt kratzte sich hinter den Ohren und ging hinaus. Er schmiß halt die Runde, was wollte er machen. Der Abend brachte es wieder ein, wenn sie Geburtstag feierten.

Dann kam der Doktor Nord, der Naturwissenschaftler der Bürgerschule, der es als einziger Akademiker nicht unter seiner Würde fand, mit den gewöhnlichen Schullehrern zu verkehren. Er sagte nur zu Philipp, „Herr Kollege“, aber er war ohne Präsenstionen und brachte keinen schweren Ton in die Gesellschaft. Er war für die Anekdoten. Und wenn er lachte, meckerte er, daß die Fenster klirrten. Nach dem sechsten Glase bekam er einen leichten Zungenschlag, der ihm aber sehr gut stand. Er spürte wohl selbst, wie die Maschinerie nicht mehr so laufen wollte, aber er konnte das Erzählen nicht lassen. So erzählte er denn mit der Zigarre im Munde, so daß man nur das wenigste verstehen konnte. Und wenn dann bei der Pointe nicht gelacht wurde, wurde er ärgerlich.

Dem Philipp hob die Gegenwart des Doktors das Selbstgefühl ein wenig. Er war doch von den Urpädagogen gar zu arg heruntergedrückt worden. Und als er noch ein paar Glas Bier getrunken hatte, sprach er mit dem Doktor über griechische und lateinische Syntax und erging sich in Zitaten.

Georg Standhalter wurde grün vor Born, als er das hörte, und beschloß, es ihm ein andermal einzutränken. Der Seppel Meyer aber prostete unaufhörlich.

Die Tafel war nun voll besetzt worden. Der Weinhändler Bühnlein war noch gekommen und sprach aus dem Konversationslexikon, der Kantor Bloß behandelte die Schwierigkeit der Uebergänge auf der Orgel, wenn der Pfarrer aus

der Tonart herauskam, der Metzger Mohr aß seine eigene Wurst und bewies damit, daß sie gut war, und der Stadtrechner Schüler spreizte seine dünnen Finger und bewies die Wohlthat der Alimente und die Notwendigkeit der Kirchensteuer. Zuletzt kamen noch ein paar junge Kaufleute, ein Gerber, der Schmied Engelhart, der als Sozialdemokrat in Beruf war, und der Kriegervereinspräsident Eitel, der den Engelhart nicht ausstehen konnte und immer mit ihm in Disput geriet. Es gab nun ein paar Statpartien. Der Onkel Wolff schloß vor seinem Glas ein, rauchte im Schlafen und prostete im Traum, der Doktor Nord gewann Philipp für die Gabelsbergersche Stenographie und schimpfte auf Stolze und Schrey, Georg Standhalter trat von Zeit zu Zeit hinter einen Statbieler und „wanzte“ — Seppel Meyer aber guckte wie ein junger Mailfäher in die Welt und joff. Er war kaum höher wie ein Butterfaß, aber es ging ein Stückfaß voll in ihn. Und er blieb ganz ruhig dabei. Außer, daß er Prost sagte. Das war seine Force.

Philipp kam mit einem schweren Kopfe heim. Er überlegte: was wollte man in dem öden Nest machen, man mußte ins Wirtshaus gehen. Aber woher das Geld nehmen? Sechzig Mark bekam er im Monat. Nichts hinten, nichts vorn. Die anderen hatten alle Privatstunden. Aber wer würde ihm Privatstunden anvertrauen? Höchstens von den paar Lateinschülern in der Schule. Aber die Lateinschüler, das waren die ausgesucht besten. Da war keine Nachhilfe nötig.

Er stand am Fenster und schaute in die Nacht. Das Städtchen schlief. Die Laternen waren gelöscht. Es war ruhig und dunkel in den Gassen. Der Mond war hinter den Wolken. Die alten, breiten Giebel der Häuser verloren sich in das Schwarze der Nacht. Auf dem Nachbarhause an der Ecke gingen ein paar glühende Punkte über den Kannel hin. Eine Kake schlich da. Nun ging drüben im Bäderhause ein Licht auf. Eine Frauengestalt, im Nachthemd, huschte durchs Zimmer hin. Er starrte.

In dem Birnbaum vorm Fenster flüsterten die jungen Blätter. Was sie einander erzählten? Ein paar Frühlingsnächte hatten sie erst aufgeweckt.

Die Wolken zogen in dunklen Fegen. Dann und wann bekam eine einen helleren Rand. Es war schön, dem zuzusehen. Es hielt nichts fest, es war ein ständiger Wechsel. Dann und wann erschien auch ein Stern dazwischen. Ganz blaß — und nur auf einen Augenblick. Die Augen mußten an die Nacht gewöhnt sein.

Drüben im Bäderhause huschte wieder ein Licht. Der Philipp sah deutlich einen bloßen Frauenarm und die Linie einer Frauenbüste. Das Licht fiel darauf — und die Vorhänge dämpften es wieder.

Ein eigentümlicher Duft strömte herauf. Der Philipp sog ihn ein. Blühte denn schon wo der Flieder? Drüben im Hotelgarten? Da war alles früher.

Der Philipp dachte an die Mutter, an den Garten daheim. Und dann sah er einen anderen Garten im Mondschein — und zwei, die sich küßten.

Und die Eulenmühle.

Da wird ihm weh. Jeder Baum in den Wiesen, seine Form, seine Entfernung von den anderen, die Weiden längs des Baches, die Pappeln an der Chaussee, die Erlen am Feldwege, den Bahndamm, die Brücke und die beiden Viadukte.

O, wenn er nur alles weit von sich werfen könnte.

Die Verachtung der Urpädagogen fiel ihm ein. Und doch gehörte er ja zu ihnen. Ja, zu ihnen gehörte er, und nicht etwa zum Doktor Nord, obgleich der „Kollege“ zu ihm sagte.

Das Wort vom verfahrenen Karren fiel ihm ein.

„Ach was, was weiß denn der Spengler Schlüssel davon. Davon versteht er nichts, so viel er sich sonst auch angelesen haben mag. Und 's ist ja nur angelesen für die Menschen. Wer hat Respekt davor? Niemand. Aber was Wichtiges ist auch dran. Es wird niemals das Ganze, Runde. Wie keiner ein großer Herr werden wird, der in einer Hütte auf die Welt gekommen, wie ich. Die Hütte hängt einem zu Lebtage an. Irgendwie merkt man sie. Ueberhaupt — wie ich da herum lauf, das ist gar nichts. Nichts Halbes, nichts Ganzes. Oder nur Halbes. Verpöschter, dummer Kram. Gätt ich lieber

Stiefelputzer werden sollen. Und dieses ganze Nest — und diese Sorte Menschen — Welt ist das nicht, Welt ist ganz was anderes und ist ganz anderswo. Welt ist weit draußen, wo man frei ist und ganz und gar dasteht wie einer, den man hinten und vorn betrachten kann und zu dem sein Dreck gehört wie sein Glanz. Aber diese aufgebügelte, innerlich so schäbige Kleinstadtgesellschaft, das ist keine Welt, und das sind keine Menschen."

Der Hahn krächte, die Tauben ruckten.

Die Straße herauf kam pfeifend ein Bäckerjunge. Die breiten Häusergiebel wurden deutlich im Dämmer, die Schornsteine hoben sich von den Dächern ab. Drüben in der Bäckerei wurde es laut. Der Tag stand vor den Türen. Eine leise Feuchte war in der Luft, die sich ein bißchen erhoben hatte und härter durch die Bäume wehte.

Philipp sog sie ein. Und mit ihr den Geruch der Schlingen, die wohl im Hotelgarten aufgeblüht waren. O, war das süß. Würzig. Und machte so durstig und begehrlieh.

Er zog seine Vorhänge zu und legte sich schlafen und schlief matt in den Morgen hinein. In seinen Träumen zogen weiße Nebel über das Setzlatz daheim und er stand im Hemde an der Silberpappel der Eulenmühle. Er fror.

Er fror im Traume so sehr, daß er davon aufwachte. Und da fror er wirklich. Er hatte sich schlecht zugedeckt gehabt. Nun klopfte es aber an die Tür.

"s ist Zeit, Herr Kaiser."

Er kroch müde aus den Federn. Auch das kalte Wasser nahm ihm nicht die Benommenheit seines Kopfes.

Pfui, war das alles eflig. Und daran war nur seine Mutter schuld.

(Fortsetzung folgt.)

Das wahre Gesicht.

Aufzeichnungen eines Arbeiterkolonisten.

Wir treten durch einen schmalen Vorraum in das Aufnahmebureau. Ein langer, hagerer Mensch mit unsicherem Gesichtsausdruck fragt nach unserem Begehrt. Ob wir Ueberweisungspapiere haben von der „Palme“. Wir geben sie ab. Man bedeutet uns, draußen zu warten, bis die Mittagspause vorüber.

Wir lassen uns auf eine Bank nieder und stieren vor uns hin. Einige „Kolonisten“ pirschen sich vorsichtig an uns heran und versuchen ein Gespräch zu beginnen; wir geben large Antwort.

Endlich bimmelt die Glocke; in größeren und kleineren Trupps gehen die „Kolonisten“ unter Anführung der „Brüder“ oder „Diatone“ an die Arbeit.

Geraume Zeit verstreicht und unser Magen beginnt bereits energischen Protest zu erheben gegen solche Behandlung. Aber nur Geduld; wir sind in einem christlichen Hause.

Wer ausharrt, wird gefürt. Endlich werden wir einzeln hereingerufen zur Aufnahme der Personalien. Ein kleiner, enger Raum mit Schreibpulten und Schränken. Drei oder vier Brüder, die alle Pfeifen rauchen. An den Wänden ein Christus am Kreuz und eine Menge Bibelsprüche. „Dem Herrn Jesus gehört dies Haus“ steht über der Tür.

Was ich bin? Ach so! Kaufmann. Schön! Wann geboren? Ob ich Geschwister habe?

Es ist wirklich viel, was die Leute alles von mir wissen wollen. Sogar nach einer längst verstorbenen Großmutter wurde gefragt, die sich wohl nicht mehr sehr erregt haben wird über ihren ungeratenen Enkel.

Auch das längste Verhör hat einmal ein Ende: nun geht es zum Essen. Wirklich? Wir kommen in eine größere Holzbarade, die als Esstisch und Kirche zugleich dient. Der Altar ist durch einen Vorhang verdeckt. Holzische und Stühle und an den Wänden wieder Bibelsprüche.

In einer Ecke ist für uns angerichtet. Erbsen mit Speck. Wie wir zulangen! In dieser Stunde haben wir dem guten Pastor Wobelschwingh wirklich von Herzen gedankt.

Für den Bauch ist gesorgt und nun heißt es haben.

Hernach gehen wir wieder zurück ins Bureau, wo man uns nach abermaligem Warten feierlichst verkündet, daß wir aufgenommen sind. Aufgenommen!

Mich bewegt in jenem Augenblick kein anderer Gedanke als der: „Du hast nun auf längere Zeit deine Bleibe, du kannst dich heute nacht ausschlafen!“ Und ruhig und zufrieden folge ich dem „Bruder“, der mich in mein neues „Heim“ bringt.

Es ist am dritten Abend meines Kolonistendaseins. Die Sonne ist im Verschwinden und sendet ihre letzten schrägen Strahlen durch die grauen Fenster in den Aufenthaltsraum der Barade. Es herrscht eine Luft im Innern zum Durchschneiden und das Qualmen und Klacken will kein Ende nehmen. Ich ziehe mich in eine Ecke zurück und versuche auf grobem Papier zu schreiben:

— Ich bin Kolonist Nr. 124 und wohne Hoffnungsstal, Barade 8. Ich werde zu Feldarbeiten verwendet, wühle also den

Boden auf, harte Unkraut, zupfe „Quäden“ und anderes. Ich verdiene dafür in den ersten vier Wochen gar nichts, späterhin bei guter Führung und einiger Brauchbarkeit 25 Pf. pro Tag. Bei meiner Aufnahme habe ich mich verpflichten müssen, mindestens drei Monate zu bleiben, falls ich nicht anderswo unerwartet Arbeit finde. Ich besitze jetzt ein paar ganze Stiefel, ein ganzes Hemd, ein paar gute Strümpfe, eine gestickte Hose und eine Pfeife mit Tabak. Das alles sollte mich eigentlich freudig stimmen. Aber ich kann das Gefühl nicht loswerden, als ob ich bei dem Handel übers Ohr gehauen worden wäre. Es sind mir nämlich dafür von der Kolonie sechs Mark als Schuld angeschrieben worden. Meine neuen Freunde sagen, ich hätte das in der Aderstraße billiger bekommen. Es sind abgelegte Sachen, von wohlthätigen Vereinen und Anstalten übermittleit und eigentlich zur Verteilung bestimmt. Ich weiß nicht, wie ich darüber denken soll, ich kann keine Klarheit gewinnen. Wenn ich ein klein wenig rechne, so habe ich nach diesen drei Monaten wohl noch nichts verdient, aber vielleicht meine Schuld abgearbeitet.

Die Baraden hier sind alle regelmäßig gebaut. Da ist zunächst ein regelmäßig großer Aufenthaltsraum und davon durch eine Holzwand getrennt der Schlafraum. In diesem ist für ungefähr fünfzig Betten Platz, die durch Bretterwände derartig abgeteilt sind, daß für jeden Kolonisten eine kleine Kabine entsteht, in der ein Stuhl mit darunter befindlichem verschließbarem Kasten die Einrichtung vervollständigt. Wenn ich eine scharfe Wendung mache, werde ich wohl die Wände umreißen. Für Waschgelegenheit ist in der Mitte des Schlafraumes gesorgt.

Jede Barade hat einen Vorsteher, Kalfaktor genannt, der dem alten Kolonistenstamm entnommen ist und fast militärische Kommandogewalt besitzt. Ferner ist da noch ein „Bruder“, der in einem besonderen Zimmer schläft und eine Art repräsentative Stellung einnimmt.

Seine zwei höchsten Vorgesetzten sind der „Hausvater“ und der Pastor.

Hoffnungsstal besteht eigentlich aus den drei Kolonien Hoffnungsstal, Liebe- und Gnadental; die Verteilung ist auf die einzelnen Orte derart geregelt, daß Hoffnungsstal die Männer, Lobetal die Jünglinge und Gnadental die „Alten“ zugewiesen erhält. In Hoffnungsstal können ungefähr 150, in Lobetal 180, in Gnadental 80 Kolonisten Aufnahme finden.

Die Kolonisten werden teils in Feld und Garten, teils in der Baumschule beschäftigt. Ein kleinerer Teil kommt wohl auch nach auswärtig in landwirtschaftliche Betriebe und wieder ein kleinerer Teil wird aufgebraucht in Schreinerei, Schneiderei, Schusterei, in Küche und Haus und im Büro in schriftlichen Arbeiten. Der Normalverdienst ist 25 Pf. pro Tag, über den nur in Ausnahmefällen und auch dann nur bis zum Höchstbetrage von 50 Pf. hinausgegangen wird.

Das Leben hier ist nach der Uhr geregelt. Um 1/8 Uhr wird aufgestanden, um 6 Uhr gefrühstückt, um 1/27 Uhr geht es an die Arbeit, um 9 Uhr ist zweites Frühstück, um 12 Uhr Mittag, bis 1/22 Uhr Ruhepause, um 4 Uhr Vesperbrot und 1/27 Uhr Abendbrot. Um 8 Uhr muß alles zu Bett sein.

Das Essen ist reichlich, sagen die einen, dafür aber auch eintönig, schal und reizlos die anderen. Häufigmal in der Woche gibt es Speck und Hülsenfrüchte (Erbsen, Binsen, Bohnen oder Graupen), einmal Hülsenfrüchte und Schwarzwurst und Sonntags Fleisch mit Weilage. Zu Frühstück und Vesper wird eine Doppelschmalzstulle mit wässrig-bräuner Brühe gegeben, die dort „Kaffee“ heißt. Abends gibt es entweder wieder Kaffee und Stulle oder in Abwechslung Reis-, Brot- und Kartoffelsuppe. Das ist, von kleinen Veränderungen abgesehen, die Speisekarte das ganze Jahr hindurch.

Alle geistigen Getränke sind streng verpönt. Wer heimlich solche genießt und dabei erwischt wird, schießt aus der Kolonie und wird auf die „schwarze Liste“ geschrieben. Das heißt, er darf in keiner anderen Kolonie mehr aufgenommen werden. Es ist wirklich ergötzlich anzusehen, wie die guten Leute in Hoffnungsstal uns vor einem Laster bewahren wollen und dafür um so stärker in ein anderes hineintreiben. Denn zu dem berühmtesten Wasserlaffe wird nun geraucht, geschmupft und gepriemt, was nur irgend menschennöglich ist. — Die reizlose Kost und das reizlose Leben will man wenigstens durch scharfen, heizenden Tabak erträglich machen.

Ich komme auf die Arbeit zu sprechen. Ich will es gleich bortweg sagen: Es wird nicht gearbeitet in Hoffnungsstal. Im Gegenteil: die Leute werden systematisch zum direkten Faulenzen und Nichtstun herangezögelt.

Diese Erscheinung hat seine guten Gründe in zwei nicht wegzuleugnenden Mifständen. Für's Erste: es gibt garnicht so viel Arbeit in Hoffnungsstal, daß die Leute dort einigermaßen ernste Beschäftigung finden könnten. Für's Zweite: — und das ist der Hauptmifstand — die Leute weigern sich in stillem Uebereinkommen, für elende 25 Pf. pro Tag überhaupt etwas Ordentliches zu leisten. Nicht weil sie etwa von vornherein gegen die Arbeit sind — nein! — sie wollen gern verdienen und ergreifen jede Gelegenheit dazu, (um die Arbeiten, die mit 50 Pf. täglich bezahlt werden, ist ein wahres Gerate) nur sträuben sie sich mit gutem Recht, um einen Schandlohn täglich zu fronden.

Sie ziehen es lieber vor, sich die Beine in den Bauch zu stecken und über die nun einmal üblichen „Arbeitsstunden“ auf angenehme Weise hinwegzuzurufen oder hinwegzuschwätzen. Und hat nun solch ein Mensch erst ein Jahr in Hoffnungsstal abgefaulenzet, so ist er

natürlich für jede einigermaßen streng geregelte Tätigkeit unbrauchbar. Er bleibt also in Hoffnungstal, so lange er darf (zwei Jahre ist formell die Höchstzeit), wird dann nach Lobetal abgewimmelt, bleibt dort seine Zeit, wechselt wieder mit Hoffnungstal, um schließlich in Gnadental bei den „Alten“ zu landen. — Wer will ihn schuldig sprechen? Ist er nicht vielmehr das Opfer des Hoffnungstalschen Systems, das keine geregelte ordentliche Arbeit zu bieten, keinen anständigen Lohn zu zahlen vermag und so die Leute schlanke Weg zum Nichtstun auffordert.

Es sind viele, wohl über die Hälfte, ehemalige „Sträflinge“ in Hoffnungstal, die sich unglücklicherweise einmal in einer törichten Stunde in die Maschen des Strafgesetzbuches verfangen und nun in unserer Welt der Scheingerechtigkeit und Scheimmoral keinen Platz mehr finden können. Es ist von einer rührenden Tragik, wenn diese Leute des Abends von ihrem Leben im Treiben im Gefängnis oder Zuchtstern sprechen. Sie haben dort wohl auch bloß bis 25 Pf. täglich verdient — aber mit einem gewaltigen Unterschied. Sie waren damals Strafgefangene und sollten „sühnen“; ihre Arbeitskraft war an Unternehmer verpachtet. Dazu wurde ihnen Arbeitskleidung geliefert, es gab Belohnungen, Vergünstigungen, Arbeitsprämien. Und hier in Hoffnungstal? Nichts von alledem. Hier darf der Kolonist noch für sein Lumpengeld sein bürgerliches Kleidungsstück abgeben und hat er nach sechs Monaten gar 15 Mark Guthaben, so kann er dies ruhig wieder der Kolonie einhändigen, um sich mit alten Sachen neu einkleiden zu lassen. Vergünstigungen, Arbeitsprämien? Nein, eher noch Abzüge, wenn einmal einer ungeschickt genug sein sollte, ein Arbeitsgerät, eine Hacke und dergleichen zu zerbrechen. —

(Schluß folgt.)

Wege zur Arbeitsschule.

Die Psychologie unterscheidet, indem sie die geistigen und seelischen Individualitäten der Menschen um zwei bestimmte Typen gruppiert, eine sensorische und eine motorische Konstitution. Sensorisch deutet auf Sinn, Empfindungsfähigkeit, Intellekt hin; motorisch läßt auf Bewegung und Tätigkeit schließen. Menschen, deren psychisches Wesensbild in der Hauptsache sensorisch ist, sind Theoretiker, Forscher, Grübler; motorische Naturen hingegen gehen in der Praxis, den realen Tatsachen und Zuständen des Lebens auf.

Die Verschiedenheit im psychischen Typus tritt auch schon bei Kindern zutage. Wenngleich selten in reiner Ausprägung, so doch unüberhüllt und ohne die erzwungenen Konzessionen, die später der Schulbesuch unvermeidlich mit sich bringt. Denn unsere heutige Schule ist ihrer Organisation wie Methode nach so beschaffen, daß sie nur dem sensorischen Typ gerecht wird. All die mehr praktisch veranlagten Naturen, die schwer aus Büchern lernen, sondern viel lieber die Dinge in ihrer Körperlichkeit auf sich wirken lassen, sind übel daran. Das ist um so bedauerlicher, als mindestens drei Viertel aller Kinder zum motorischen Typus zu zählen sind.

Es ist ein Erfolg der neueren Zeit, durch unablässige Kritik an der Einseitigkeit und Naturwidrigkeit des Lern- und Buchunterrichts die Aufmerksamkeit der Pädagogen für die Forderungen geschärft zu haben, die die kindliche Natur an die Erziehung stellt. Man erkennt bereits, daß man auf dem bisherigen Wege einhalten und umkehren muß. Mit jedem Tage erwachsen der Drillschule mehr Gegner und der Arbeitsschule mehr Freunde und Befürworter. Das macht, weil sich die ganze soziale Entwicklung in einer Linie bewegt, die ihr Ziel in einer höheren Bewertung und Anerkennung der Arbeit findet, auch auf dem Gebiete der Erziehung und geistigen Menschwerdung. So wird zweifellos der Schule die Zukunft gehören, die das Wissen, Können und Wollen, das sie vermitteln soll, durch praktische Darstellung und sinnliches Erleben, durch Formen, Gestalten, Konstruieren und Produzieren im Kinde weckt, entwickelt und zur Vollendung bringt. Sie wird die Grenzen ihres Wirkens über die Wände des Lehrgimmers hinaus erweitern und Garten, Wald und Wiese in ihren Bereich ziehen; sie wird auch über Bücher, Hefte, Karten und Tabellen hinweg Hände, Sinne und Hirn zu Hammer und Säge, Messer und Schaufel, Winkelmaß und Hobelbank führen und ihnen dort neue ungeahnte Quellen zu geistiger und seelischer Bereicherung erschließen.

Es ist interessant, zu beobachten, wie man gegenwärtig in den Kreisen der Erzieher tastend die Wege zu gewinnen versucht, die zu dem schönen Ziele führen. Ueberblickt man die pädagogische Literatur der letzten Jahre, merkt man deutlich die Schwelung und den langsamen Aufstieg. Während man auf dem Lehrertage in Köln noch mit kühler Ablehnung der Frage der Arbeitserziehung gegenüberstand und diese schroffe Haltung um jene Zeit die ganze Literatur beherrschte, ist man auf dem Wege über die Hamburger Kunstlerziehungsbewegung einerseits und die Leipziger Knabenhandarbeitsbewegung andererseits zu immer größeren Zugeständnissen gelangt, bis man sich durch die resolute Pionierarbeit der Landerziehungshilfe, die den Beweis der erfolgreichen praktischen Durchführbarkeit der Arbeitserziehung lieferten, schließlich sogar zur Tat gedrängt sah. Schon wird in den Schulen dem Zeichnen, Formen, Wandern ein breiterer Raum als früher gewährt, und in der Literatur glänzt das Morgenrot wieder, das das Nahen einer neuen Erziehung ankündigt.

In der leichten und freudigen Form des Spiels stellt sich die Arbeit zuerst in den Dienst der Erziehung. Alle gesunden und lebensfrohen Kinder sind erfüllt von Schaffenslust, die im Spiel ihre Auslösung findet. Augen und Hände sind restlos tätig; sie erpähnen, ergreifen und wollen Stoffe bewältigen. Was sich irgendwie bearbeiten und gestalten, formen oder netzen, zerreißen oder zerschneiden läßt, ist willkommen und findet seine Verwendung. Zunächst, wie der Zufall das Material und die Idee zusammenführt. Mit der Zeit aber will das Spiel einen bestimmten Zweck haben. Und manche Kinder brauchen Aufgaben, verlangen geradezu nach kleinen Pflichten, deren Erfüllung sie belebt und freudig erhebt. Da steht das Unvermögen der Mutter oft ratlos dem Bedürfnis des Kindes gegenüber. Wie wertvoll ist in solchen Fällen eine zweckmäßige Anleitung und Beratung!

Aus der Erziehungspraxis des Berliner Pestalozzi-Fröbel-Hauses sind ein paar kleine Bücher hervorgegangen, die in diesem Sinne nützliche Handreichungen gewähren wollen. Zahllose Mittel zur Freude, zur Tätigkeit und geistigen Bereicherung, die im Hause verborgen liegen, wollen sie heben und nutzbar machen. Etwa so, wie ein guter Kindergarten durch Spiel und Lust in die Welt der Arbeit und der ersten Lebensdinge einführt. (Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten. Herausgegeben von Bili Droescher. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig und Berlin.)

Im ersten Bändchen „Das Kind im Hause“ zeigt die Herausgeberin, wie der tägliche Pflichtkreis der mütterlichen Arbeit im Hause dem Kinde unzählige Gelegenheiten zur Betätigung bietet. In der Küche und am Waschtisch, beim Baden und Staubwischen, am Nähtisch und in der Bodenkammer fassen die Kleinen flinken Hände mit zu; auf dem Markte und im Rußstall, beim Straßenpflastern und sonstigen Dingen machen die allzeit wissbegierigen Sinne Beobachtungen und Entdeckungen in Hülle und Fülle. Woher das Mehl kommt und wie das Brot entsteht, wer den Honig bereitet und die Leinwand webt, ist bald kein Geheimnis mehr. Rasch sind zwei kleine Webereitellen geschnitten und die primitive Weberei kann beginnen. Ohne viel Mühe ist auch bald eine Bauernstube mit häuerlichem Hausrat, in der wohl Mutter ihre Jugend verlebte, aus Holz, Papp, Streichholzschachteln usw. aufgebaut. Auch eine Art Rußstapelle läßt sich zustande bringen und ein kleiner Festzug mit Lampions aus Kürbissen, selbstgefertigten Stocklaternen, bunten Kränzen und Kappen, die Mädchen mit Eichel, Garten und Körben — das ist der Gipfel jubelnder Kinderlust.

Das zweite Bändchen führt in die Natur hinaus und leitet an zur Naturbeobachtung und Beschäftigung im Rahmen des Naturerlebens. Was schenkt die Natur dem Kinde? Darauf antwortet die Verfasserin Minna Blanderz, indem sie eine reizvolle Menge wunderlieblicher Naturgaben vor uns ausbreitet: Knospen und Blätter, Blüten und Hefelkäschen, Flechten und Lannenzapfen. Und alles dies läßt sich zeichnen und malen, ausschneiden und plastisch nachbilden. Aus Winsen slicht man Körbe und aus Birkenrinde werden Puppenmöbel gefertigt; die Knaben schnitzen ein Schiff oder legen ein Aquarium an, pressen Pflanzen oder zeichnen einen Wetterkalender. Jeder nimmt, was die Natur ihm gibt, und je inniger der Umgang, je vertrauter der Verkehr mit ihr wird, desto tiefer werden die Einblide in das Naturleben, desto freier entfaltet sich der Geist.

Die nächsten Bändchen enthalten für Herbst- und Wintertage eine Fülle von Anregungen zu Spiel und Beschäftigung. Ueber „Kinderspiel und Spielzeug“ schreibt Klara Zinn und gibt praktische Anleitung zur Selbstanfertigung von Spielzeug. Da wird aus Altendekeln eine Puppenstube, aus Eichel ein Puppenervice, aus Kaffeebecken eine Puppenschaukel, aus Streichholzschachteln eine Eisenbahn, aus Federn eine Windmühle und aus Nüchternern ein Mosaikspiel gebaut. Mehr auf das Nützlichkeitsprinzip lenkt Emma Humser die kindliche Arbeitslust hin, indem sie zeigt, wie „Geschenke von Kinderhand“ angefertigt werden können. Zupfpuppen und Kleider dazu, einfache Knüpfarbeiten, Hängematten und Brotbeutel, Ballnetze und Perlenketten sieht man da entstehen. Weiter versucht sich die wachsende Geschicklichkeit an Ausnäh- und Applikationsarbeiten, Papier-, Tuch-, Leder- und Korbflechterei usw. Fröbels Forderung, bei Spiel und Arbeit „das Kind frühe zum Nachdenken zu führen“, findet in weitgehendem Maße Beherzigung. Ein besonderes Gebiet der Kinderbeschäftigung pflegen schließlich Hildegard Gierke und Alice Davidsohn in ihrem Bändchen „Allerlei Papierarbeiten“. Es ist ersichtlich, welche Unmenge von Lebensformen sich dem kindlichen Geiste allein durch Falten und Ausschneiden vermitteln läßt. Der Papierkorb wird zu einer wahren Spielzeugquelle, ja mehr noch, geradezu zu einer Vorstufe für den Elementarunterricht im ersten Schuljahr. Fast keine Vorstellung, die der Lehrer bei dem Schulneuling voraussetzen muß, bleibt hier unvorbereitet und unberührt; daneben wird die Empfindung für das Schöne in nachhaltiger Weise gefördert. Nun kann die Schule mit ihren Aufgaben und ersten Pflichten kommen.

Die Lernschule, die auf das Spiel- und Arbeitsbedürfnis des Kindes keine Rücksicht nimmt, ist heute für viele der A.-B.-C.-Schulen eine Stätte der Qual, der Langeweile, der öbsten Drillerei und Geistesabtötung. Wie aber gewinnt ihr Betrieb sofort Leben, wie verleiht sie Frische und Freude, wenn die Selbsttätigkeit Eingang

Hält Muskel- und Tastsinn, die ganz zu verkümmern drohten, werden wieder wach, das Sehen wird geübt und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit entwickelt, der Phantasie wachsen Flügel und mit dem Willen zum Schaffen reißt sich das Können bald zu angeahnten Leistungen empor. Professor Wetekamp, Direktor des Werner-Siemens-Realgymnasiums in Schöneberg, schildert in seinem Buche „Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht“ (Verlag von Teubner, Leipzig), die bedeutamen Umwälzungen, die das Arbeitsprinzip im Schulleben herberrührt. In den Vorschulklassen der genannten Anstalt ist der Versuch gemacht worden, die gesamte Schularbeit auf Anschauung, Formen, Stäbchenlegen, Zeichnen und Singen aufzubauen. „Und wie erfreuliche Erfahrungen konnte ich dabei machen“, berichtet im Anhang der Lehrer Vorchert. „Alle die Sprudelmäulchen waren am Schlusse des ersten Schuljahres genau noch so lebendig, so mitteilsam, so fragelustig wie beim Schulbeginn, und die geistige Regsamkeit der Schwachen und Schüchternen war bedeutend gestiegen. Geschicklichkeit, Handfertigkeit, Auffassungsgabe, Selbstvertrauen, Freude am Schönen, Achtung vor fremden Leistungen, Beobachtungsschärfe, Eigenart waren bei allen ungläublich gewachsen. Selbst Kinder, deren anfängliche Zeichenversuche man kaum enträtseln konnte, zeigten jetzt durchaus typische Kindermalereien. Ihre Phantasie betätigte sich im Malen und Formen täglich reicher und regte auch die Gestaltungskraft des Lehrers an. Das sorgfältige Hantieren mit den Unterrichtsmitteln hat die meisten der Kleinen zu erhöhter Ordnungsliebe, Bertragslichkeit, Hilfsbereitschaft, Anständigkeit und Vorsicht erzogen.“ So hat sich die neue Methode nicht bloß als in höherem Maße intellektuell- und gemütblbildend bewährt, es gehen auch starke Einflüsse, die soziale Tugenden im Kinde wecken, von ihr aus.

Natürlich steht die Methode großes Lehrgeschick und gründliches Vertrautsein mit der kindlichen Psyche voraus. Die Pauker und Abbrichter, die sich in der Lernschule so erfolgreich behaupten, erleiden auf dem neuen Felde gründliches Fiasko. Für die „pedantische Ordnungsbürde, die die Aufsicht nur in ein Aderfeld mit schnurgerader Furchenrichtung gestaltet“, ist hier ebensowenig Verwendung wie für das öde Frage- und Antwortspiel, das geistlose Memorieren und mechanische Wortdrehen. Welch hohe Anforderungen die Arbeitsschule an die Erzieherpersönlichkeit stellt, läßt recht deutlich das Schriftchen „Praktische Erziehung“ von Dr. A. Babst erkennen (Bildung und Wissenschaft Nr. 28, Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig), das es sich zur Aufgabe gemacht hat, die vorhandenen und erstrebenswerten Formen der Arbeitserziehung in das Licht einer zutreffenden, erschöpfenden und wohlwollenden Darstellung zu rücken. Im großen ganzen ist diese Aufgabe äußerst glücklich gelöst. Das Schriftchen, aus Vorlesungen in den Jenaer Ferienkursen entstanden, verbreitet sich zunächst über Anfänge, Ziel, Macht und Grenzen der Erziehung, Zögling und Erzieher, und geht dann auf die Forderung und Durchführung des praktischen Unterrichts ein, indem es nach einem Blick auf die Betätigung der Kindesnatur vor der Schulzeit die Notwendigkeit der Arbeit in der Erziehung psychologisch und pädagogisch begründet und an der Hand von Beispielen zeigt, wie sich im In- und Auslande die Arbeitsschule immer mehr Terrain erobert und volle Anwartschaft darauf hat, die Schule der Zukunft zu werden. Es steckt viel Fleiß in dem Buche, das in allen Teilen eine genaue Kenntnis der Materie offenbart; deshalb ist es auch wie kaum ein zweites zur Orientierung über die Frage der praktischen Erziehung geeignet. D. R.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Die Maschinen im Baugewerbe. Die Eigenart des Baugewerbes hat bisher zum größten Teil allen Versuchen, die die Ersetzung der Handarbeit des Maurers oder Zimmerers durch die Maschine bezwecken, erfolgreich widerstanden. Wenn es in der Holz- und Eisenindustrie und auch in den meisten anderen Industrien heute kaum noch einen Wertplatz oder eine kleine Werkstelle gibt, wo nicht der Dampf der regelmäßig arbeitenden Motore zischt, die Räder in ewigem Einerlei laufen und die Treibriemen in der Luft surren, so hat der Erfindungsgeist der Techniker doch zumeist vor den Toren der Bauplätze halt machen müssen.

Doch hat es auch in unserer kapitalistischen Zeit, wo alles darauf hinausläuft, durch Einführung der Maschinerie in den Betrieb die Produktion zu beschleunigen und die Kosten zu vermindern, an ungezählten Versuchen nicht gefehlt. Wo es immer möglich war, da wurde der „eiserne Kollege“ mit mehr oder minder Erfolg in die Bauindustrie hineingeschoben. Vor allem in der Materialindustrie gelang dieses mit Erfolg. Die Ausstellung in Vauxhallenweg zeigte davon ein buntes Bild. In der gesamten Materialherstellungsindustrie bildet die Maschine in verschiedenartiger Form einen wichtigen Faktor. Sowohl die natürlichen als die künstlichen Steine werden nach allen Regeln der Kunst bearbeitet und gebrauchsfertig gemacht. Doch das wäre immer noch nichts besonderes; so gut wie man das Eisen feilt, sägt und schneidet, auseinanderlöst und wieder zusammenpaßt, ebenso gut kann man

diesen Prozeß auch mit Stein, Holz, Ton usw. vornehmen. Wichtiger und interessanter ist die Maschinerie, die wir auf dem Bauplatz selbst antreffen.

Da ist es in erster Reihe die Mörtelemischmaschine, die die frühere Tätigkeit der Arbeiter, gelöschten Kalk, Sand und auch etlichen Zement durcheinander zu mischen, jetzt besorgt. In den Kleinstädten kennt man diese Maschine heute noch nicht. Da mischen immer noch die Arbeiter mit eigens dazu konstruierten Hacken und Schaufeln die Masse zurecht. Bei dem Mischen aber werden die Rohmaterialien in den auf der Maschine angebrachten Trichter hineingeworfen, und die Masse kommt an der unteren Öffnung als gebrauchsfähiger, geschmeidiger Mörtel heraus. Ein ähnliches, nur zumeist größeres und komplizierteres Instrument ist der Betonmischer, den man seit Einführung des Betonbaues auf großen Bauplätzen sieht. Hier wird ebenfalls in die obere Öffnung das Rohmaterial hineingeworfen; doch da bei Fundamentierungsarbeiten fast immer größeres Material, wie Kies, Schlacke und Steinschotter als Zusatz benutzt wird, ist bei dieser Maschine eine stärkere Konstruktion und ebenso ein stärkerer Antrieb vonnöten. An einen Betrieb durch eine Handkurbelvorrichtung wie bei der Mörtelmaschine ist hier nicht zu denken, und es findet daher die Dampfkräft Anwendung. Beide Maschinen liefern das Material schneller und besser und treiben zum anderen noch die bedienenden Arbeiter zu schnellerer Arbeit an, da diese sich der schnellen Gangart der mechanischen Apparate anpassen müssen. Die dritte neuzeitliche Erfindung ist die Fördermaschine, der Fahrstuhl. Auch hier sind in den Großstädten zumeist die Zeiten vorbei, wo die Stein- und Mörtelträger das Material auf den Schaltern, dem Kopf oder dem Rücken von der Straße bis hinauf zum Schornstein trugen. Erst kam eine Handwinde, bei der die Arbeiter durch ein monotones, anstrengendes Drehen an der Kurbel das benötigte Material hinaufwanden. Jetzt treibt der Motor, der von einem Maschinenbedienten bedient wird, große Kästen mit Material in die verschiedenen Stockwerke hinauf. Die Folge hiervon äußerte sich in dreierlei Art: einmal wurde die fast unmenliche Arbeit der Träger vermindert, zweitens sank deren Lohn und drittens bildete sich ein neuer Unternehmervorschlag, der Beruf der Fahrstuhlbesitzer. Diese haben eine ganze Anzahl solcher Fördermaschinen und stellen sie auf den einzelnen Bauten auf. Der Bauunternehmer stellt heute meistens nicht mehr die Leute ein, sondern der Fahrstuhlbesitzer verpflichtet sich kontraktlich, das Material herbeizuschaffen und stellt seinerseits die benötigten, gegen früher sehr verminderten Arbeiter ein.

Eine andere Maschine, die man heute bei größeren Wasserbauten oder dort, wo die Fundamentierung infolge Morastes sehr schwierig ist, antrifft, ist die Dampframme. Früher wurden Pfähle aus Holz, Eisen oder Beton dadurch in die Erde gehämmert, daß man regelmäßig aus einer gewissen Höhe einen schwereren Klotz auf den Pfahl fallen ließ. Dieser Hammer ging regelmäßig hinauf und herunter, und seine Tätigkeit hing von der Kraft der Arbeiter ab. Heute wird er mit Motorbetrieb bewältigt. In den letzten Wochen hat man einen kleinen Apparat zum Stampfen des Betons erfunden. Während seit Einführung des Eisenbetons die Arbeiter mit einer kleinen Handramme die Masse feststampften, so wie wir es täglich bei den Asphaltarbeiten im Straßenbau sehen, und so bei regelmäßiger Tätigkeit höchstens 60 Schläge in der Stunde erzielen, verrichtet der Betonstampfer, der nur von einem Arbeiter dirigiert zu werden braucht, mehrere hundert in der gleichen Zeit. Für den Gerüstbau hat man eine ganze Reihe patentierter Klammern und Haken erfunden. Sie ersetzen die früher dazu benutzte Leine, die den Einwirkungen des Regens und Frostes sehr stark ausgesetzt war, weswegen sie öfter riß und Unglücksfälle zur Folge hatte. Jedoch sind auch bei diesen Klammern brüchige Stellen leicht zu übersehen. Schärfer als die genannten Apparate tritt die Anstreichmaschine an die Eigenart des Gewerbes heran. Das Weizen der Wandflächen mit Kalkmilch wird hier und dort durch eine solche Maschine, die durch ein Mundstück die Flüssigkeit an die Wand drückt und verteilt, besorgt. Die wichtigste, aber wahrscheinlich am wenigsten zur Anwendung gelangende Erfindung ist die im vorigen Jahre von zwei Berliner Technikern konstruierte und durch Patent geschützte Puymaschine. Sie soll bestimmt sein, den Puyer vom Bau zu verdrängen. Ob ihr dieses jedoch auch nur im verschwindendsten Maße gelingen wird, ist eine andere Frage. Durch eine auf einem Tischgestell ruhende Maschinerie wird hier der Mörtel gebrauchsfähig gemacht, durch eine geschickte Konstruktion in das Mundstück gesogen und an die Fläche gepreßt und verteilt. Natürlich gibt es dabei unzählige Gelegenheiten, wo der Apparat nicht anwendbar ist, wie bei Ecken usw. Beide Maschinen werden durch Kurbelvorrichtung angetrieben.

Die vorstehende Schilderung zeigt, daß im Baugewerbe die Maschine lange nicht in dem Maße zur Geltung kommt wie anderswo. Doch ist auch hier der nie rastende Größelinn des Technikers unermüdblich bestrebt, ihr den Eingang anzubahnen. Für die nächste Zukunft dürfen wir jedoch hoffen, daß das ersehnte Ideal aller aussperrungslosigen Unternehmer, während des Kampfes auf der Baustelle eine riesige Maschine zu verwenden, die mit märchenhafter Geschwindigkeit die Steine auseinander schiebt und im Handumdrehen Mauern und Türme erstehen läßt, noch nicht in Erfüllung gehen wird. J. Kl.